

Epoche und Metapher

spectrum
Literaturwissenschaft/
spectrum Literature



Komparatistische Studien/Comparative Studies

Herausgegeben von/Edited by
Moritz Baßler, Werner Frick,
Monika Schmitz-Emans

Wissenschaftlicher Beirat/Editorial Board

Sam-Huan Ahn, Peter-André Alt, Aleida Assmann, Francis Claudon,
Marcus Deufert, Wolfgang Matzat, Fritz Paul, Terence James Reed,
Herta Schmid, Simone Winko, Bernhard Zimmermann,
Theodore Ziolkowski

Band 43

Epoche und Metapher

Systematik und Geschichte kultureller Bildlichkeit

Herausgegeben von
Benjamin Specht

DE GRUYTER

Gedruckt mit Unterstützung der VolkswagenStiftung



ISBN 978-3-11-034977-1

e-ISBN 978-3-11-035176-7

ISSN 1860-210X

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2014 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Satz: Meta Systems Publishing & Printservices GmbH, Wustermark

Druck: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

☼ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com

Inhalt

Benjamin Specht

Epoche und Metapher

Systematik und Geschichte kultureller Bildlichkeit. Einleitung — 1

I. Systematik der epochalen Metaphorik

Frank Liedtke

Metaphern, Bedeutung und Aufmerksam-Machen — 23

Ulla Fix

Denkstile, Metaphern und wissenschaftliches Schreiben — 42

Olaf Jäkel

Die ‚epochale Metapher‘ aus Sicht der kognitiv-linguistischen Metapherntheorie — 59

Vanessa Albus

Epochaler Metapherngebrauch und philosophische Metaphernreflexion als Indikatoren weltanschaulicher Orientierung — 85

Jörg Zimmer

Die Grenze des Begriffs

Zur heuristischen Funktion philosophischer Metaphorik — 106

Benjamin Specht

Epochale Metaphern

Strukturen und Funktionen kulturspezifischer Bildlichkeit — 123

II. Geschichte der epochalen Metaphorik

Rüdiger Zymner

Manierismus und Metapher — 145

Ludwig Stockinger

Der Körper, das Gehirn und die Seele

Über den Wandel der Körper-Seele-Metaphorik — 158

VI — Inhalt

Dirk von Petersdorff

Transgressiv und transitorisch

Romantische Prinzipien der Strukturierung von Bildlichkeit (Wackenroder, Novalis, Kugler) — **188**

Monika Ritzer

Von Klüften, Brücken und Wegen

Zur Binnenkonstruktion von Epochenmetaphorik — **202**

Moritz Baßler

Metaphern des Realismus – realistische Metaphern

Wilhelm Raabes *Die Innerste* — **219**

Barbara Neymeyr

Kalkulierte Paradoxa und subversive Synthesen

Zum Erkenntnispotenzial von Nietzsches Experimental-Metaphorik seit der Frühschrift *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne* — **232**

Katrin Max

Fiebrige Leidenschaft

Die gesteigerte Libido der Tuberkulösen als epochenübergreifende Metapher in der Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts — **255**

Thomas Borgard

Zur epochalen Dominanz und Riskanz ökonomischer

Metaphernkomplexe — 280

Register — 301

Benjamin Specht

Epoche und Metapher

Systematik und Geschichte kultureller Bildlichkeit.

Einleitung

Der ‚Zeitgeist‘ äußert sich in Bildern, Epochen konstituieren sich nicht allein über gemeinsame Wissensbestände und Begrifflichkeiten, sondern durch einen geteilten Fundus an Metaphern und metaphorischen Konzepten. Oft sind gerade die besonders charakteristischen Plausibilitäten einer Zeit wenig explizit und gerinnen nicht in die Form einer konzisen Behauptung. Dennoch sind sie für das Welt- und Selbstbild von tragender Bedeutung. Die Eigenheit einer Epoche manifestiert sich folglich oft stärker in den unreflektierten Vorannahmen und Bewertungen, die mit ihr einhergehen, sowie in der Bildlichkeit, die dabei zum Einsatz kommt, als in meist mit überzeitlichen Wahrheitsansprüchen operierenden Theoriebildungen, Modellen und Begriffen. Wegen der geringeren Systemzwänge und Überformungen, denen sie unterliegen, scheinen die Alltagssprache und die künstlerische Kommunikation somit einen unverstellteren Zugang zum ‚Zeitgeist‘ zu bieten als etwa der wissenschaftliche und philosophische Spezialdiskurs.

Es ist wenig verwunderlich, dass das Bewusstsein für diese Zusammenhänge in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entsteht – parallel mit dem Wort ‚Zeitgeist‘¹ und mit einer neuen Vorstellung von ‚Geschichte‘ als einem etappenweisen Wandel von je individuellen, gleichberechtigten Epochen. Vordenker ist Johann Gottfried Herder (1744–1803),² der unter einer ‚Epoche‘ das orga-

¹ Zur Begriffs- und Problemgeschichte des Zeitgeistes siehe konzise Ralf Konersmann: Der Hüter des Konsenses. Der Zeitgeist – Begriffsgeschichte und Systematik. In: Kollektive Gespenster. Die Masse, der Zeitgeist und andere unfaßbare Körper. Hg. von Michael Gamper, Peter Schnyder. Freiburg im Breisgau 2006, S. 247–264, bes. S. 248–257, sowie der ebenfalls von Konersmann verfasste Eintrag ‚Zeitgeist‘ im *Historischen Wörterbuch der Philosophie* (Bd. XII, Sp. 1266–1270).

² Erstmals ist vom ‚Zeitgeist‘, wie er danach in den anderen europäischen Kultursprachen Karriere macht, in den *Kritischen Wäldern* (1769) die Rede (Johann Gottfried Herder: *Kritische Wälder*. In: Ders.: *Sämtliche Werke*. Bd. III. Hildesheim 1967 [Reprografischer Nachdruck der Ausgabe Berlin 1878], S. 463). Bei diesem Wort handelt es sich um die Übersetzung des seit der Frühen Neuzeit belegten, in Analogie zum antiken *genius loci* gebildeten Begriff eines *genius saeculi* (siehe Hermann Joseph Hiery: Zur Einleitung: Der Historiker und der Zeitgeist. In: Ders. [Hg.]: *Der Zeitgeist und die Historie*. Dettelbach 2001, S. 1–6, hier S. 1). Schon bei Herder ist die Bewertung ambivalent: Einerseits ist der ‚Zeitgeist‘ in der globalen historischen Perspektive der Inbegriff der ‚Individualität‘ einer Epoche als legitimier und wertvoller Möglichkeit

nische Ensemble der besonderen Bedingungen und Ausdrucksformen einer zeitlich und räumlich individualisierten Kultur versteht, in der sich die allgemeinen anthropologischen Möglichkeiten der Menschheit in einer konkreten Gestalt niederschlagen. Und schon Herder stellt dabei eine Verbindung her zur bevorzugten Bildlichkeit³ einer Zeit, aus der ihre Eigentümlichkeit *ex post* ablesbar und rekonstruierbar werde.⁴ Weil der ‚Geist‘ einer Epoche organisch mit der sich natürlich wandelnden Lebenswelt verwoben ist, weil die Menschen zudem mit dieser nicht zuerst über ihre rationalen Vermögen, sondern ihre sensuellen zusammenhängen und weil ihr Weltbezug sich somit zuerst immer in ‚dunkler‘ Form sprachlich und gedanklich niederschlägt, erkennt man die typische Mentalität einer Zeit zunächst an ihren ‚Bildern‘ und ‚Gleichnissen‘, wie sie in ihrer Kunst zum Ausdruck kommen, aber auch die ganz alltägliche Sphäre durchziehen.

Freilich sind viele Implikationen von Herders Entdeckung eines Zusammenhangs von Epoche und Metapher mittlerweile selbst als zeitgebunden erkannt worden, etwa die Grundlegung in der sensualistischen Anthropologie und gradualistischen Erkenntniskonzeption des späten 18. Jahrhunderts oder auch seine teleologische Geschichtskonzeption. Entschieden wurde auch Herders essenzialistischer Epochenbegriff verabschiedet. Es ist mittlerweile zum Gemeinplatz geworden, dass es sich bei der Untergliederung des Kontinuums der Geschichte nach Epochen um ‚Konstruktionen‘ handelt, die Zusammengehörigkeit in umfangreichen Textkorpora ans Licht bringen und eine effiziente Kommunikation über historische Muster und Prozesse von größerer Reichweite bewirken sollen. Allerdings bedeutet dies keinesfalls, dass die Bestimmung von Epochen beliebig sein kann, sondern sie ist von Texten her begründungs-

des menschlichen Daseins, andererseits aber im gegenwartsdiagnostischen Zusammenhang auch Ausdruck der Limitationen und modischen Flüchtigkeiten der Moderne.

3 Die Rede von der ‚Bildlichkeit‘, die gemeinhin das Ensemble tropischer Ausdrücke bezeichnet, das auf der Textoberfläche erkennbar wird, ist selbst eine fachsprachliche Metapher, die besonders in der literaturwissenschaftlichen Metapherreflexion eingeführt ist, von philosophischem und linguistischem Standpunkt aus jedoch angefochten werden kann. Siehe Petra Gehring: *Das Bild vom Sprachbild. Die Metapher und das Visuelle*. In: *Begriffe, Metaphern und Imaginationen in Philosophie und Wissenschaftsgeschichte*. Hg. von Lutz Danneberg, Carlos Spoerhase, Dirk Werle. Wiesbaden 2009, S. 81–100.

4 In den *Kritischen Wäldern* demonstriert Herder dies zunächst für den Wandel der ‚Bildersprache‘ der ‚Nationalproduktionen‘ bei Ägyptern und Römern (Herder: *Kritische Wälder* [Anm. 2], S. 397), die sich von den Münzen und Malereien über die Symbole der Religion und des Staates bis hin zur Sprache der Dichtung hindurchzieht. Er schließt dann aufgrund der Einsicht in die Geschichtlichkeit jeder Epoche, auch der eigenen, „die sinnlich abzubildende und abgebildete Welt“ sei „nicht mehr unsre Welt“ (ebd., S. 403) und fordert die Bildung einer „für uns eigenen Ikonologie“ (ebd., S. 405).

pflichtig. Der Subsumption eines räumlich und zeitlich eingegrenzten Korpus unter einem übergreifenden Epochenbegriff wohnt stets die Behauptung inne, dass diese Textgruppe strukturelle und auch thematische Gemeinsamkeiten und Zusammenhänge aufweist. Eine ‚Epoche‘ ist, gemäß der germanistischen Standarddefinition von Michael Titzmann, ein Zeitraum, „der unter bestimmten Aspekten als quasi-synchrones System in der diachronen Abfolge (der Systeme) behandelt werden kann.“⁵ Epochen sind somit Segmentierungen der Kulturgeschichte, die sich aus der relativen Konstanz und Gemeinsamkeit ihrer Prämissen, Themen und Repräsentationsformen rekonstruieren lassen.

Trotz dieser fundamentalen Korrekturen zieht Herders grundsätzliche Idee jedoch bis heute in den verschiedensten Wissenschaften immer noch ihre Kreise. Sowohl in der Sprach- als auch in der Literaturwissenschaft,⁶ in klassischer philosophischer Erkenntnistheorie ebenso wie in aktueller Kognitionswissenschaft,⁷ in Begriffs- wie Wissenschaftsgeschichte⁸ ist seither immer wieder in

5 Siehe Michael Titzmann: Art. ‚Epoche‘. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Hg. von Klaus Weimar u. a. Bd. I: H – G. Berlin, New York 2007, S. 476–480, hier S. 477.

6 Zum Gang der sprachwissenschaftlichen Metapherndebatte weiter unten Ausführliches, zur literaturwissenschaftlichen siehe Benjamin Biebuyck: Die poetische Metapher. Ein Beitrag zur Theorie der Figürlichkeit. Würzburg 1994, Rüdiger Zymner: Ein fremdes Wort. Zur Theorie der Metapher. In: Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft (1993) 25, S. 3–33, und Katrin Kohl: Poetologische Metaphern. Formen und Funktionen in der deutschen Literatur. Berlin, New York 2007. Davor bereits Hendrik Birus, Anna Fuchs: Ein terminologisches Grundinventar für die Analyse von Metaphern. In: Zur Terminologie der Literaturwissenschaft. Akten des IX. Germanistischen Symposions der Deutschen Forschungsgemeinschaft Würzburg 1986. Hg. von Christian Wagenknecht. Stuttgart 1988, S. 157–174, sowie Gerhard Kurz: Metapher, Allegorie, Symbol. Göttingen 1982.

7 Ein extremes Paradigma der Metapherndiskussion in der Erkenntnistheorie, nämlich eine Identifizierung von jeglicher Modell- und Theoriebildung mit metaphorischen Prozessen, findet sich bei Michael A. Arbib, Mary B. Hesse: The construction of reality. Cambridge u. a. 1987. Eine ähnliche Universalisierung vertritt auch James J. Bono: Science, Discourse, and Literature. The Role/Rule of Metaphor in Science. In: Literature and Science. Theory & Praxis. Hg. von Stuart Peterfreund. Boston 1990. S. 59–89. Eine moderatere Position dagegen bei Richard Boyd: Metaphor and theory change: What is „metaphor“ a metaphor for? In: Metaphor and Thought. Second edition. Hg. von Andrew Ortony. Cambridge u. a. 1993, S. 481–532. Zur jüngeren wissenschaftsgeschichtlichen Debatte siehe Christina Brandt: Metapher und Experiment. Von der Virusforschung zum genetischen Code. Göttingen 2004, davor bereits in der monumentalen Studie Lily Kay: Das Buch des Lebens. Wer schrieb den genetischen Code? Übers. von Gustav Roßler. Frankfurt am Main 2005. Zur kognitionswissenschaftlichen Diskussion s. u.

8 Im Band *Begriffsgeschichte, Diskursgeschichte, Metapherngeschichte* (Göttingen 2002), herausgegeben von Hans Erich Bödeker, wird die Geschichte von Metaphern in mehreren Beiträgen mit der von Begriffen und Konzepten gekoppelt. Ebenso in Danneberg/Spoerhase/Werle (Hg.): *Begriffe, Metaphern und Imaginationen* (Anm. 3), wo eine den Begriffen vergleichbare Systematisierbarkeit der Metapher, und damit auch der Versuch einer metaphorologischen His-

den Blick geraten, dass bestimmte Metaphernkomplexe und -verwendungsweisen phasenweise in einer Kultur besondere Dominanz und Relevanz gewinnen, auf breiter Basis und in unterschiedlichen Wissensfeldern zur Anwendung kommen, dann aber modifiziert und/oder abgelöst werden, wenn sich das jeweilige Weltbild überholt. Bereits gut untersuchte Beispiele für derartige epochentypische Metaphern wären das ‚Licht‘ und die ‚Maschine‘ in der Aufklärung, der biologische ‚Organismus‘ und die ‚Elektrizität‘ in der Goethezeit sowie der ‚Speicher‘, der ‚Code‘ und das ‚Netz‘ in der jüngeren Gegenwart.⁹

Noch immer macht Herders Idee somit auf empirische Befunde aufmerksam, die es lohnend erscheinen lassen, über Gründe und Funktionen epochaler Metaphernkonjunkturen nachzudenken. Was prädestiniert manche Bildkomplexe und -praktiken zu bestimmten Zeiten zu besonderer kultureller Breitenwirkung und Plausibilität? Auf welche kommunikativen Bedürfnisse reagieren sie, welche Funktionen haben sie bei der Bildung, Begrenzung und Kohäsion einer Epoche? Und umgekehrt: Wie präjudizieren Epochen als Denksysteme die Bedingungen und Möglichkeiten von Metaphern, wie schlagen sie in den konkreten Texten durch?

Aber nicht nur die Paradigmen, auch die bevorzugten Muster, nach denen Metaphorik zu einer bestimmten Zeit typischerweise gebildet wird, können epochal variieren. Dies gilt etwa hinsichtlich der Weite der Bildspannen zwischen dem jeweiligen Quell- und Zielbereich¹⁰ oder auch den typischen Formen der Verknüpfung. Es gibt zeittypische Konjunkturen nicht nur dessen, *woraus* und *wofür* Metaphorik gebildet wird, sondern auch *wie* dies geschieht.

torigraphie, kritisch bewertet wird. Das *Wörterbuch der philosophischen Metaphern* (Darmstadt 2007), herausgegeben von Ralf Kondersmann, setzt im Gegensatz dazu die relative Kohärenz im historischen Wandel von Metaphern und Metaphernkomplexen voraus. Der von Franz Josef Czernin und Thomas Eder herausgegebene Band *Zur Metapher* interessiert sich auch für die Metapher im literarischen Kontext, kommt allerdings zu einem eher skeptischen und negativen Befund, was mögliche Interdisziplinarität betrifft, siehe den Beitrag von Thomas Eder: Zur kognitiven Theorie der Metapher in der Literaturwissenschaft. Eine kritische Bestandsaufnahme. In: *Zur Metapher. Die Metapher in Philosophie, Wissenschaft und Literatur*. Hg. von Franz Josef Czernin, Thomas Eder. München 2007, S. 167–195, hier S. 195.

⁹ Siehe z. B. Wilhelm Schmidt-Biggemann: *Maschine und Teufel. Jean Pauls Jugendsatiren nach ihrer Modellgeschichte*. Freiburg, München 1975; Michael Gamper: *Elektropoetologie. Fiktionen der Elektrizität 1740–1870*. Göttingen 2009; Jürgen Barkhoff, Hartmut Böhme, Jeanne Riou (Hg.): *Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne*. Köln, Weimar, Wien 2004. Vanessa Albus: *Weltbild und Metapher. Untersuchungen zur Philosophie im 18. Jahrhundert*. Würzburg 2001.

¹⁰ Eine musterhafte Untersuchung zur typischen ‚Bildspanne‘ in moderner Lyrik bei Harald Weinrich: *Semantik der kühnen Metapher*. In: Ders.: *Sprache in Texten*. Stuttgart 1976, S. 295–316.

Bei der Suche nach einer Systematik von Epochenmetaphorik kann und muss somit in beide Richtungen gefragt werden: Welche Bereiche werden bevorzugt mit Hilfe welcher Sinnbezirke metaphorisiert? Und: Wie wird der Zusammenhang zwischen ihnen typischerweise hergestellt? Intuitiv wird man als Literaturwissenschaftler bei der Beantwortung dieser zweiten Frage in der Frühen Neuzeit eine Dominanz emblematisch-topischer Muster vermuten, allegorischer in der Aufklärung, danach ‚symbolischer‘ im Sinne der Goethezeit, schließlich metonymischer im Realismus und assoziativ-hermetischer in der modernen Lyrik. Die Untersuchungen dieses Bandes können manche dieser traditionellen Einschätzungen bestätigen, stellen manch gewohnte Epochenbilder aber auch in Frage.

Die Wurzeln der Reflexion über die kulturelle Funktion und epochale Signifikanz von Metaphern liegen, wie gezeigt, im 18. Jahrhundert in der sogenannten ‚Sattelzeit‘. Erst im späten 19. Jahrhundert jedoch erfasst die Debatte in der Breite die verschiedensten Wissenschaften und Disziplinen,¹¹ die sich mittlerweile im akademischen Kanon konstituiert haben – von der Geschichtswissenschaft bis zu den Philologien, von der Sprachwissenschaft¹² bis hin zur Mythenforschung,¹³ von der Ästhetik¹⁴ bis zur Erkenntnistheorie.¹⁵ In dieser Phase etabliert sich ein differenzierteres, im Großen und Ganzen bis heute allgemein anerkanntes historiographisches Gerüst der Kulturgeschichte, das die verschiedenen Epochen im Vergleich zum 18. Jahrhundert weiter spezifiziert und das

11 Siehe zur interdisziplinären Konjunktur der Metapher um 1900 Nicola Gess: ‚So ist damit der Blitz zur Schlange geworden‘. Anthropologie und Metaphertheorie um 1900. In: DVjs (2009) 4, S. 643–666, und Wolfgang Riedel: Arara = Bororo oder die metaphorische Synthesis. In: Anthropologie der Literatur. Poetogene Strukturen und ästhetisch-soziale Handlungsfelder. Hg. von Rüdiger Zymner, Manfred Engel. Paderborn 2004, S. 220–241.

12 Siehe *pars pro toto* Friedrich Max Müller: Das Denken im Lichte der Sprache. Aus dem Englischen übersetzt von Engelbert Schneider. Autorisierte, vom Verfasser durchgesehene Ausgabe. Frankfurt am Main 1983. [Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1888], und auch Hermann Paul: Prinzipien der Sprachgeschichte. 9. Aufl. Tübingen 1975, S. 94.

13 Wiederum Müller: Denken (Anm. 12), S. 304, oder Wilhelm Stählin: Zur Psychologie und Statistik der Metaphern. Eine methodologische Untersuchung. In: Archiv für Psychologie (1913) XXXI, S. 297–425, hier S. 385.

14 Unter Verwendung nicht des Metaphern-, sondern Bild-Begriffs prominent bei Wilhelm Dilthey: Die Einbildungskraft des Dichters. Bausteine für eine Poetik. In: Philosophische Aufsätze. Eduard Zeller zu seinem fünfzigjährigen Doctor-Jubliäum. Leipzig 1962 [unveränderter Nachdruck der Originalausgabe 1887], S. 303–482, hier S. 379.

15 Bei Fritz Mauthner ist die Metapher der zentrale Ansatzpunkt seiner fundamentalen Erkenntniskepsis *via* Sprachkritik. Siehe Ders.: Beiträge zu einer Kritik der Sprache. 3 Bde. Bd. II: Zur Sprachwissenschaft. Stuttgart 1982, S. 449–534.

den Herder'schen Essenzialismus hinter sich lässt. An seine Stelle tritt um 1900 ein sprachlicher und kultureller Relativismus, bei dem das ‚Bild‘ nun noch forcierter als Fundament des ‚Gedankens‘ gilt – und als Mittel, mit dem die Besonderheit einer Kultur zu Tage gefördert werden kann. Die Metapher wird so zum Werkzeug und Ansatzpunkt einer interdisziplinären ‚Archäologie‘, ja „Paläontologie des menschlichen Geistes“,¹⁶ lange bevor solche Unternehmen überhaupt das Etikett der Interdisziplinarität trugen.

Diese Vorgeschichte der Reflexion der Metapher aus dem späten 19. Jahrhundert findet mittlerweile in der Metapherndiskussion jedoch nur noch wenig Beachtung. Dennoch sind ihr – trotz mancher weltanschaulicher Sackgasse, in die sie führte¹⁷ – viele Erkenntnisse zu verdanken, die auch im 20. Jahrhundert noch von zentraler Bedeutung sind: die Allgegenwart der Metapher in der Sprache, ihre zentrale Funktion im Erkenntnisprozess, die physiologische Grundierung v. a. der basalsten Metaphernfelder, ihre Rolle bei der Wortschatzerweiterung und im Bedeutungswandel, ihre Bedeutung bei der Versprachlichung von abstrakten Gedankenbeständen, etc. Vieles davon musste im 20. Jahrhundert zum zweiten Mal entdeckt werden.¹⁸ Besonders auch die Überlegungen zur Kulturfunktion der Metapher – die Rolle bei der Konstitution epochal verbindlicher, kohäsiver Plausibilitätensysteme – geriet bis auf wenige Ausnahmen in Vergessenheit oder Misskredit. Zunächst noch unabhängig voneinander, dann jedoch mit zunehmender Dynamik und Synergie, nahmen seit den sechziger Jahren die verschiedensten Forschungskontexte den verlorenen Faden sukzessive wieder auf.

Den Auftakt machte Hans Blumenbergs (1920–1996) *Metaphorologie*, auch wenn hier ein vernunftkritisches und erkenntnistheoretisches Interesse das kulturhistorische überwiegt und der ‚epochale‘ Aspekt daher nicht in den Vordergrund der Theoriebildung tritt. Man darf sich jedoch von dem Textkorpus Blumenbergs, das die großen Dichter und Denker privilegiert, nicht täuschen lassen: Die von ihm sogenannte ‚Hintergrundmetaphorik‘ ist keine Sache einzelner Individuen, sondern kollektiver Trägergruppen. Dies macht bereits der Pilottext des Projekts, die *Paradigmen zu einer Metaphorologie* (1960), deutlich.

16 Siehe Friedrich Max Müller: Vorlesung über die Wissenschaft der Sprache. Für das deutsche Publikum bearbeitet von Carl Böttger. Autorisierte Ausgabe. Bd. II. Leipzig 1866, S. 319.

17 Der Metapherndiskurs um 1900 führt oft in einen entgrenzten Relativismus (bei Nietzsche und Mauthner), manchmal sogar in den Irrationalismus und auch Nationalismus.

18 Eine Ausnahme bildet der Band von Herbert Grabes, Ansgar Nünning, Sibylle Baumbach (Hg.): *Metaphors Shaping Culture and Theory*. Tübingen 2009, S. XXI, die die Reflexion auf die Kulturfunktion mit Ernst Robert Curtius wohl etwas zu spät ansetzen, aber immerhin zu Recht auf die herausragende Bedeutung der Zeit um 1900 hinweisen.

Die vor- und/oder prinzipiell unbegrifflichen metaphorischen Leitvorstellungen einer Zeit – mal ‚sichtbar‘ als Proposition, mal ‚unsichtbar‘ als Präsupposition oder Konnotation – beinhalten „die fundamentalen, tragenden Gewissheiten, Vermutungen, Wertungen, aus denen sich die Haltungen, Erwartungen, Tätigkeiten und Untätigkeiten, Sehnsüchte und Enttäuschungen, Interessen und Gleichgültigkeiten einer *Epoche* regulierten.“¹⁹ So macht Blumenbergs Metaphorologie, wengleich ohne sprachwissenschaftliche Systematik und kulturwissenschaftliche Ambition, auf zahlreiche Aspekte aufmerksam, die die Debatte fortan prägen sollten: die Insistenz auf einer eigenständigen, ‚vernünftigen‘ Leistung der Metapher gegenüber dem Begriff, ihre weltbildkonstituierende und verhaltensregulierende Funktion,²⁰ vor allem aber ihre fundamentale Geschichtlichkeit. Der „historische Wandel einer Metapher bringt die Metakinetik geschichtlicher Sinnhorizonte und Sichtweisen zum Vorschein“.²¹

In den siebziger Jahren werden diese Annahmen aus linguistischer Perspektive flankiert von Harald Weinrichs Bildfeldtheorie, die ‚Kulturen‘ (und damit meint Weinrich auch Epochen)²² nicht primär als Ausdruck geteilten Wissens bestimmt, sondern geteilter Bildbestände. Sie verfügen in ihrer *langue*, dem latenten Fundus an Elementen und Regeln des Denksystems, über einen gemeinsamen Schatz an metaphorischen Kopplungen, genannt ‚Bildfelder‘, der verschiedenste einzelne Metaphern auf der Ebene der *parole*, der sprachlichen Realisierungen, aufeinander beziehbar macht.²³ Manche dieser Bildfelder erreichen innerhalb einer Kultur eine besonders hohe Dauer und Verbreitung, so dass Weinrich resümiert, ‚Kulturgemeinschaften‘ seien recht eigentlich ‚Bildfeldgemeinschaften‘.²⁴ Die besondere Stärke seiner Bildfeldtheorie besteht dabei darin, dass sie es erlaubt, auf linguistischer Grundlage strukturanaloge ‚Etagen‘ metaphorischer Rede – vom Wort über den Text zum Kontext – zu unterscheiden und aufeinander zu beziehen.

19 Hans Blumenberg: Paradigmen zu einer Metaphorologie. Frankfurt am Main 1998, S. 25 (Hervorhebung BS).

20 Die Bedeutung absoluter Metaphern sei „in einem sehr weiten Verstande, *pragmatisch*“. Sie stifteten „Stile von Weltverhalten“ und ihre Wahrheit sei eine „*verité à faire*“ (ebd.).

21 Ebd., S. 13.

22 Harald Weinrich: Münze und Wort. Untersuchungen zu einem Bildfeld. In: Ders.: Sprache in Texten (Anm. 10), S. 276–290, hier S. 277 f.

23 Weinrich schließt zwar keinesfalls aus, dass es auch singuläre Metaphern gibt, d. h. solche, die der einzige Vertreter eines Bildfeldes sind, er hält sie aber für eher selten und zumeist für nur schwer durchsetzungsfähig in einer Sprachgemeinschaft (ebd., S. 286).

24 Ebd., S. 287. Ohne diese Spur selbst weiter zu folgen, macht Weinrich darauf aufmerksam, dass die geteilten Bildfelder einerseits durch die Muttersprache vermittelt werden, andererseits aber auch durch die Literatur, die somit eine wichtige Funktion übernimmt im Metabolismus einer Kultur (ebd., S. 278).

Eine diskurstheoretische Fortführung dieser gedanklichen Traditionen (wenngleich unter Verwendung des Symbol-, statt des Metaphernbegriffs) stellte in den achtziger Jahren Jürgen Link Theorie der ‚Kollektivsymbolik‘ dar. Als ‚Kollektivsymbole‘ bezeichnet Link Strukturen, die im semiotischen Bereich zwischen dem bloß singulären Auftreten isolierter Symbole sowie ganzen textumfassenden ‚symbolischen Narrationen‘ (etwa Allegorien) als Unter- und Obergrenze liegen.²⁵ Sie sind weit verbreitet und kollektiv getragen, und es kommt in ihnen ein ‚Basisschema‘ zum Ausdruck, in welchem sich die einzelnen Okkurrenzen bündeln,²⁶ weil sich aus den Isotopien der einzelnen sprachlichen Vorkommnisse ein zusammenfassender, kultureller Stereotyp konstruieren lässt. Die ‚Symbolisanten‘, d. h. in der Terminologie Weinrichs die ‚Bildspender‘,²⁷ kehren nämlich in den unterschiedlichsten Äußerungszusammenhängen wieder und formieren dabei ‚Systeme‘ ihrer diversen ‚Symbolisate‘ (‚Bildempfänger‘). Dem Kollektivsymbol kommen dabei als wichtigste Funktionen die ‚Diskurs- und Praktikintegration‘ zu,²⁸ anders gesagt: die Herstellung von Homogenität des Weltbildes einer Kultur und von Kohärenz zwischen ihrem theoretischen Wissen und ihren praktizierten Werten. Auch wenn man Links spezielle Verwendung des Symbolbegriffs und die starke Unterstellung einer Systemförmigkeit in Frage gestellt hat, so ergibt sich aus dem zentralen Gedanken, „daß *jede* Kultur ein *synchrones System von Kollektivsymbolen* besitzt, das sie aber in den seltensten Fällen [...] explizit kodifiziert und institutionalisiert“,²⁹ doch eine Fülle von Anschlussmöglichkeiten. Nicht zuletzt sind diese niedergelegt in der eindrucksvollen Bibliographie zu einzelnen Beispielen für das Phänomen, die Links Schüler bis heute weiter verbreitert haben.³⁰

Die herausragende metapherntheoretische Zäsur der achtziger Jahre ist jedoch zweifellos Georg Lakoffs und Mark Johnsons ‚kognitive Theorie der Metapher‘, die mittlerweile auch auf die Debatte der anderen am Phänomen der

25 Axel Drews, Ute Gerhard, Jürgen Link: Moderne Kollektivsymbolik. Eine diskurstheoretisch orientierte Einführung mit Auswahlbibliographie. In: IASL (1985) 1. Sonderheft: Forschungsreferate, S. 256–375, hier S. 264.

26 Ebd., S. 267: „Es ist deshalb bei Kollektivsymbolen zwischen empirischen Okkurrenzen [...] und ihren *Basisschemata* zu unterscheiden, die das Symbol vollständig umfassen und nur als theoretische *konstruiert* werden können.“

27 Kollektivsymbole sind daher Ausschnitte von Bildfeldern im Weinrich’schen Sinne, wie bei Link selbst bemerkt (ebd.).

28 Ebd., S. 270.

29 Ebd., S. 266.

30 Siehe Rolf Parr, Matthias Thiele: Link(s). Eine Bibliographie zu den Konzepten ‚Interdiskurs‘, ‚Kollektivsymbolik‘ und ‚Normalismus‘ sowie einigen weiteren Fluchtlinien. Heidelberg 2005.

Metapher interessierten Disziplinen eine große Ausstrahlung entfaltet hat. In ihrer Untersuchung *Metaphors we live by* (1980) argumentieren die beiden Autoren, der aktuellen sprachlichen Metapher lägen kognitive metaphorische Konzepte zu Grunde, die das Denken und Handeln fundamental bestimmen. Sie bestehen in der Verbindung zweier mentaler Konzepte, die Lakoff und Johnson als *cross-domain mapping* spezifizieren.³¹ Haben sich solche *mappings* einmal etabliert, erweisen sie sich oft als äußerst stabil und charakteristisch. Sie bilden nicht nur die Voraussetzung für die relative Stimmigkeit all der konkreten sprachlichen Metaphernparadigmen, die unter eine gemeinsame kognitive Metapher fallen,³² sondern sie sind damit für die Herausbildung eines tauglichen kognitiven Apparats der Individuen sowie eines stimmigen Weltbilds von Gemeinschaften unerlässlich.³³ Dies gilt in der Konsequenz natürlich auch für historisch-spezifische Denksysteme, d. h. Epochen, auch wenn Lakoff und Johnson diesen Schluss noch nicht ziehen.³⁴

Dieses Desinteresse der ‚kognitiven Theorie‘, und zum Teil auch ihre äußerst selbstbewusste Geste,³⁵ hat zu Beginn die Öffnung gegenüber den Kultur-

31 Später wurden allerdings allerlei andere ‚Kandidaten‘ für den metaphorischen Transfer erwogen, siehe hierzu Katrin Kohl: *Metapher*. Stuttgart, Weimar 2007, S. 39–45.

32 Dieses Phänomen bezeichnen Lakoff und Johnson als *metaphorical coherence*, siehe George Lakoff, Mark Johnson: *Metaphors we live by*. With a new afterword. Chicago, London 2003, S. 87–96.

33 Diese relative Kohärenz führen Lakoff und Johnson dabei darauf zurück, dass sie sich letztlich alle aus grundlegenden physischen Erfahrungen herleiten, also im menschlichen Körper und seiner Stellung im Raum eine quasi biologische Basis vorfinden (Teil–Ganzes, Zentrum–Peripherie, innen–außen, etc.). Siehe ebd., S. 14.

34 In ihrer Folgestudie *Philosophy in the Flesh* (1999) sieht das Autorenduo den Grund für diese relative Kohärenz der konzeptuellen Metaphern vor allem in der Physiologie des Menschen. Immer wieder behaupten sie kulturelle Erfahrungen jedoch als ebenfalls grundlegend, wobei dies ein Lippenbekenntnis bleibt, belassen Lakoff und Johnson es doch bei der bloßen Feststellung und räumen diesen kulturellen Faktoren nicht annähernd den gleichen Rang und Raum in ihrem Systembau ein. Siehe dies.: *Philosophy in the flesh. The embodied mind and its challenge to Western thought*. New York 1999, S. 19.

35 Im Vorwort von *Metaphors we live by* sind Sätze zu lesen wie: „Within a week we discovered that certain assumptions of contemporary philosophy and linguistics that have been taken for granted within the Western tradition since the Greeks precluded us from even raising the kind of issues we wanted to address.“ (Lakoff, Johnson: *Metaphors* [Anm. 32], S. IX). Wenn man dann aber genauer hinsieht, um herauszufinden, um welche im Verlauf einer Woche entlarvten Fehlteile es sich dabei handelt, dann wird schnell deutlich, dass Lakoff und Johnson Theoreme ins Visier nehmen, die – wo nicht bereits bei Aristoteles selbst schon relativiert – doch spätestens im 18. Jahrhundert ins Wanken geraten sind. So kritisieren sie die aus der Rhetorik überkommenen Vorstellungen von der Metapher als Tropus und *ornatus* der Rede, als genuin ästhetischen Sprachgebrauch sowie überhaupt als ausschließlich sprachliches Phänomen.

wissenschaften erschwert und verzögert, sie aber nicht aufgehalten. Seit den achtziger Jahren ist die Schulrichtung, im Vergleich zu Lakoff und Johnson, kooperationswilliger geworden und will über die exklusive Perspektive der ersten Person Singular Präsens hinaus zu kollektiv agierenden und kulturell geformten Trägergruppen gelangen.³⁶ So identifiziert etwa der Herausgeber des diskursprägenden *Cambridge Handbook of Metaphor and Thought* (2008), der Psycholinguist Raymond W. Gibbs, ein besonderes Forschungsdesiderat „on situating metaphor studies within broad comprehensive models of human cognition, communication, and culture“,³⁷ nachdem die kognitiven Aspekte in Bezug auf das Individualbewusstsein mittlerweile gut beschrieben worden seien.³⁸ An anderer Stelle schließt Gibbs: „[T]here need not be a rigid distinction between cultural and conceptual metaphor“.³⁹ Und auch umgekehrt öffnet sich die neuere literatur- und kulturwissenschaftliche Metapherntheorie spürbar der Linguistik und Kognitionswissenschaft. In den verschiedensten Disziplinen – Literatur-, Kommunikations- und Theaterwissenschaft – versucht man, das Vokabular und die Erkenntnisse der kognitiven Theorie kulturanalytisch nutzbar zu machen durch Modifikation und Anpassung an ein historisches Erkenntnisinteresse.⁴⁰ Auch einige Beiträge dieses Bandes lassen sich in der Rei-

36 Siehe die extensive Studie *Language, Mind, and Culture. A practical Introduction* von Zoltán Kövecses (New York, Oxford 2006), in der er versucht, Lakoff/Johnsons Ansatz kulturwissenschaftlich zu ergänzen, indem er folgende Minimaldefinition zu Grunde legt, die er auch in einem Aufsatz von 2009 nochmals in komprimierter Form aufgreift: „We have a culture when a group of people living in a social, historical, and physical environment makes sense of their experiences in a more or less unified manner. [...] Particular cultures consist of the particular meaning-making processes that a group of people employs and the particular sets of meanings produced by them; in other words, a particular conceptual system“ (Zoltán Kövecses: *Metaphor and Culture*. In: Grabes/Nünning/Baumbach: *Metaphors Shaping Culture and Theory* [Anm. 18], S. 3–15, hier S. 4, 7).

37 Raymond W. Gibbs: *Metaphor and thought: The state of the art*. In: Ders.: *The Cambridge Handbook of Metaphor and Thought*. Cambridge u. a. 2008, S. 3–13, hier S. 4, 13.

38 Einen ersten Schritt in dieser Richtung hat Gibbs selbst bereits ein gutes Jahrzehnt zuvor in einem vielbeachteten Aufsatz mit dem programmatischen Titel *Taking metaphor out of our heads and putting it into the cultural world* (1997) unternommen. Siehe Raymond W. Gibbs: *Taking Metaphor Out Of our Heads and Putting It Into the Cultural World*. In: *Metaphor in Cognitive Linguistics. Selected Papers from the Fifth International Cognitive Linguistics Conference*. Hg. von Raymond W. Gibbs, Gerard J. Steen. Amsterdam 1997, S. 145–166, hier S. 153.

39 Ebd., S. 146.

40 Um nur einige Versuche zu nennen, in denen der Bezug zur Kognitionswissenschaft gesucht wird: Biebuyck: *Poietische Metapher* (Anm. 6); Kohl: *Poetologische Metaphern* (Anm. 6). Auch der Medien- und Kommunikationswissenschaftler Jürg Haefliger zeigt: *Das kognitive Potential der Metapher* verweise nicht nur auf explizite Wissensbestände, sondern auch dahinterliegende Mentalitäten. Jürg Haefliger: *Imaginationssysteme. Erkenntnistheoretische, anthropologische und mentalitätshistorische Aspekte der Metaphorologie* Hans Blumenbergs. Bern u. a.

he solcher neuer Versuche einer Synergiebildung, wenngleich wohl noch keiner substanziellen Integration der wissenschaftlichen Paradigmen,⁴¹ verorten.

Wie all die genannten wissenschaftlichen Anstrengungen der letzten Jahrzehnte deutlich machen, ist es unabdingbar geworden, bei der Untersuchung der Kulturfunktion von Metaphern einen umfassenden systematischen Begriff des Analysegegenstands zu Grunde zu legen. Metaphorik, gerade auch die ganzer Epochen, lässt sich nicht allein mit dem überkommenen Inventar der Rhetorik erfassen, weil sie gar nicht auf rhetorische Phänomene begrenzt ist. Mehr noch: Die Metapher wird, wie der obige Blick auf die Theoriegeschichte der Epochenmetaphorik deutlich gemacht hat, längst nicht einmal mehr nur als semantisches Phänomen betrachtet, sondern darüber hinaus als pragmatisches, ja konzeptuelles Instrument, mit dem ganze Weltbilder errichtet und zusammengehalten werden. Ihre Untersuchung involviert somit alle verschiedenen Ebenen des semiotischen Prozesses – das Wort, die Phrase, die Äußerung, den Text und Kontext, ja schließlich v. a. auch das Welt- und Handlungswissen. Der Untersuchungsbereich des vorliegenden Bandes beschränkt sich folglich keinesfalls auf das Vorkommen des Tropus im engeren Sinne, sondern umfasst auch die anderen Arten von uneigentlicher Rede, ja wird selbst in vordergründig rein begrifflichen Äußerungen vorliegen können, wenn diesen nämlich auf der konzeptuellen Ebene eine übergreifende, metaphorische Transferoperation unterliegt.

Diese große Vielfalt der Ebenen und Zugänge muss aber nicht zwingend zur Preisgabe einer integrativen Metapherndebatte führen, lässt sich doch in der Diskussion noch immer ein abstrakter Konsens erkennen, der die diversen Stufen des metaphorischen Prozesses strukturell zusammenhält. Diese Paralle-

1996, S. 131: „Das kognitive Potential der Metapher, welches [...] die Wahrnehmung der Wirklichkeit ermöglicht und steuert, macht sie zu einer obligatorischen Komponente von Mentalitäten. Der Mentalitätsbegriff umfasst hier nicht mehr das Beschreiben von allgemeinen Verhaltensweisen, sondern die Gesamtheit der handlungsleitenden Vorstellungen einer historischen bzw. kulturellen Epoche.“ Besondere Bedeutung bei der Vermittlung von kulturhistorischer und kognitionswissenschaftlicher Metaphertheorie wird zukünftig sicher aber folgendem Gießener Sammelband zukommen Grabes/Nünning/Baumbach: *Metaphors Shaping Culture and Theory* (Anm. 18). Hier wird – zwar immer noch mit primär synchron-systematischem Erkenntnisinteresse und ohne Bezug auf ein explizites Epochenkonzept – im Vorwort und in etlichen Beiträgen Synergie von kognitionslinguistischer und kulturwissenschaftlicher Modellbildung in ihren Chancen und Grenzen ausgelotet. Noch bleibt der überwiegende Gestus der Aufsätze naturgemäß suchend und ‚experimentell‘, aber insgesamt ringt der Band doch um eine substanzielle Vermittlung, die beiden Seiten gerecht werden will.

41 Zu behaupten, die Integration wäre bereits gelungen, wäre noch verfrüht angesichts der gravierenden Unterschiede und schwer zu übersetzenden Fachsprachen.

len resultieren aus einer quer durch die Disziplinen geteilten Diagnose hinsichtlich der Grundstruktur des Tropus, deren historische Wurzel in der gemeinsamen Abstammung aus der Antike liegt.⁴² In allen Modellen wird die Metapher als binäre Figur betrachtet, bei der ein (wie auch immer gearteter) Strukturtransfer von einem Sinnbezirk auf einen separaten anderen erfolgt – sei es im Lexikon oder im Sprach-, Kontext-, Handlungs- oder Weltwissen.⁴³ Und damit sind die Gemeinsamkeiten noch nicht am Ende: Die Verbindung der beiden Sinnbezirke wird zudem meist verstanden als Ergebnis einer Restitution von Kohärenz auf höherer Stufe des Bedeutungsprozesses, die durch eine niederstufigere Störung notwendig wird.⁴⁴ Diese kann dadurch indiziert sein, dass der Gebrauch eines Lexems nicht reibungslos in den Kotext passt,⁴⁵ aber auch dadurch, dass eine ganze Äußerung in ihrem Gebrauchskontext konterdeterminiert erscheint⁴⁶ oder dass der Ablauf einer konzeptuellen Routine des Weltwissens behindert wird. In all diesen Fällen stellt die Metapher gleichermaßen die verlorene Stimmigkeit wieder her, indem sie dazu auffordert, zwischen Quell- und Zielbereich ‚Ähnlichkeitsgesichtspunkte‘ zu erzeugen.⁴⁷

42 Aristoteles: Poetik. Griechisch / Deutsch. Übersetzt und hg. von Manfred Fuhrmann. Stuttgart 1982, S. 67: „Eine Metapher ist die Übertragung eines Wortes (das somit in uneigentlicher Bedeutung verwendet wird), und zwar entweder von der Gattung auf die Art oder von der Art auf die Gattung, oder von einer Art auf eine andere, oder nach den Regeln der Analogie“.

43 Ein detaillierter und integrativer Vorschlag findet sich bei Rüdiger Zymner: Uneigentliche Bedeutung. In: Regeln der Bedeutung. Zur Theorie der Bedeutung literarischer Texte. Hg. von Fotis Jannidis u. a. Berlin, New York 2003, S. 128–168, hier S. 139. Bei epochentypischer Metaphorik werden dies Bereiche sein, die für das jeweilige Denksystem besonders relevant sind und an deren Zusammenführung eine Zeit besonderes Interesse hat. Manifestieren wird sie sich auf allen Ebenen in Schlüsselwörtern, intertextuellen Bezugnahmen oder auch übergreifenden Konzepten.

44 Um aus der an stereotypen Beispielen nicht gerade armen Metaphernforschung ein ebensolches Exempel herauszugreifen: Bei der Quintilian’schen Phrase *pratūm ridet*, ‚die Wiese lacht‘, fügt sich das Lexem ‚lachen‘ zunächst nicht in den durch die Rede von der ‚Wiese‘ vorgezeichneten Kotext ein. Haben wir Grund, dies nicht schlicht für einen Lapsus zu halten, so beheben wir die Störung, indem wir Kontextwissen in die Äußerung hineinragen und sie so auf höherer Ebene wieder stimmig machen, etwa indem wir das Lachen der Wiese auf die Farbenpracht der Blüten und wohl auch auf unseren Gemütszustand bei deren Betrachtung beziehen.

45 Als *frame* und *focus* bei Max Black: Die Metapher. In: Theorie der Metapher. Hg. von Anselm Haverkamp. Darmstadt 1983, S. 55–79.

46 Siehe Harald Weinrich: Streit um Metaphern. In: Ders.: Sprache in Texten (Anm. 10), S. 328–341, hier S. 341.

47 Über die Bedeutung der ‚Ähnlichkeit‘ für die Metapherntheorie herrscht schon lange kein Konsens mehr. Goodman etwa will die Ähnlichkeit ganz aus der Metapherntheorie verbannen (Nelson Goodman: Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie. Frankfurt am Main 1997, S. 17). Ricœur versucht dagegen eine breit angelegte Verteidigung der Ähnlichkeit gegen ihre

Bei konventionelleren Metaphern, mit denen dieser Band es oft zu tun hat, wird sich dies recht routiniert vollziehen können, weil sich bereits im Vorfeld ein eingespieltes Feld mit fixen Transferprinzipien etabliert hat, an denen sich epochale Muster ablesen lassen. Bei kühneren Metaphern wird die Kohärenzbildung jedoch schwieriger zu leisten sein und im Ergebnis unverbindlicher bleiben.⁴⁸ Daraus, dass in diesem zweiten Fall kein eingespielter Kontext zur Vereindeutigung rekonstruierbar ist, erklärt sich auch die sprichwörtliche Mehrdeutigkeit der Metapher. Aufgrund ihrer weiteren Lizenzen sind solche vieldeutigen Metaphern besonders in literarischen Texten zu erwarten,⁴⁹ und sie werden durch ihre Offenheit insgesamt heuristisch innovativer ausfallen können, so dass die Literatur für die Genese und Erprobung neuer Epochenmetaphern eine Art ‚Kinderstube‘ und ‚Experimentierfeld‘ darstellen dürfte. Sie ist das Laboratorium von Möglichkeiten der epochalen Selbstverständigung über geteilte, (noch) unexplizite Annahmen, Schlussfolgerungen und Plausibilitäten, und sie scheint bei der Gewinnung, Durchsetzung und Ablösung dominanter Metaphernfelder sowie bei der Versprachlichung von epochalen Problem Diagnosen und Lösungsansätzen eine zentrale Rolle zu spielen. In der Retrospektive des Kulturwissenschaftlers ist sie dadurch das herausragende Medium, an dem er einzelne Metaphernparadigmen beobachten kann. Literarische Texte verdienen bei einer Untersuchung des Verhältnisses von Epoche und Metapher somit ganz besondere wissenschaftliche Aufmerksamkeit.

Verächter, indem er sie aus ihrem historischen Junktum mit der Substitution und Abbildlichkeit löst (Ders.: *Die lebendige Metapher*. Aus dem Französischen von Rainer Rochlitz. München 1986, S. 168–208). Die Metapher enthält sehr wohl eine Ähnlichkeit, aber als Auftrag, nicht (notwendig) als Feststellung einer Überschneidung von semantischen oder gar ontologischen Eigenschaften. Diese Ähnlichkeit ist allerdings keine vorgängige, sie ist kein Apriori, sondern ein Aposteriori der metaphorischen Rede, denn sie ist ihr als rezeptionsleitendes Postulat implizit, nicht als vorgängiges Tertium. Der Produzent einer Metapher setzt mit ihr eine Behauptung und stellt den Rezipienten vor die Aufgabe, diese selbsttätig zu realisieren. Paul Ricoeur konstatiert daher, die Metapher sage stets drei Dinge in einem Atemzug: das ist, das ist nicht, das ist wie (siehe ebd., S. VIII). Worin dieses ‚Wie‘ aber genau besteht, ist in der Metapher nicht dezidiert mit ausgesagt, sondern muss aus Kontext und/oder Konvention eigens konstruiert werden, so dass es eine Fülle von möglichen Varianten geben kann.

48 Je weniger deutlich aber ein adäquater Kontext auf den höheren Ebenen definiert werden kann, desto mehr bleibt der Rezipient bei der Sinnkonstruktion auf die niederen zurückverwiesen, die jedoch nur recht vage darauf schließen lassen, wie sich die Metapher jeweils in die übergeordneten Kontexte einfügt.

49 Dieses Problem entsteht natürlich besonders in literarischen Texten, die nicht in einem direkten Handlungszusammenhang stehen und die dezidiert die kommunikative Lizenz haben, sich gegenläufig zu unseren etablierten Konzepten zu verhalten. Zwar werden auch im literarischen Kontext sehr oft die Routinen des Welt- und Handlungswissens greifen, aber zugleich muss immer damit gerechnet werden, dass dies auch einmal nicht der Fall sein kann.

Trotz all der wechselseitigen Anschlussversuche zwischen den verschiedenen Disziplinen und der wachsenden Zusammenschau der genannten semiotischen Ebenen der Metapher gibt es jedoch noch immer kein gemeinsames Vokabular der Metaphernforschung. Es koexistiert eine Fülle von mehr oder weniger verträglichen Beschreibungssprachen, und leider gilt daher noch oft, dass Zusammenarbeit mehr gefordert als tatsächlich praktiziert wird. Dies betrifft besonders die Ansätze der synchronen Wissenschaften von Linguistik, Kognitionswissenschaft und Erkenntnistheorie auf der einen sowie die diachronen Zugänge in Literaturwissenschaft und Wissenschaftsgeschichte auf der anderen Seite. Den letzteren fehlt es an einem systematisch stimmigen und intersubjektiven Ansatz, der den Anschluss der vielen einzelnen Fallstudien, die in den letzten Jahren zu einzelnen Epochen und Metaphern erschienen sind, erleichterte. Den ersteren dagegen droht aufgrund ihres methodischen Fokus auf dem synchronen Querschnitt die historische Varianz von Metaphorik zu entgehen, ja überhaupt ihre Bedeutung für den Wandel der Ideen- und Mentalitätsgeschichte. Für die kardinale Frage dieses Bandes – die Bedeutung der Metapher für die Herausbildung und Vermittlung von kollektiv getragenen, kohäsiven Wissens- und Wertesystemen – ist eine Kooperation der Zugriffe jedoch unverzichtbar. Schließlich sind Epochen, wie erwähnt, synchrone Segmente im diachronen Kontinuum der Kulturgeschichte, *per se* also auch nur aus beiden Perspektiven beschreibbar.⁵⁰

Um dieser Forderung zu genügen, versammelt der Band Beiträge aus allen oben genannten Wissenschaften und gliedert sich in zwei komplementäre Rubriken. Der erste Teil zur *Systematik der epochalen Metaphorik* enthält Studien aus den tendenziell an der synchronen Dimension des Phänomens interessierten, ‚erklärenden‘ Disziplinen, nämlich der Linguistik (Liedtke, Fix, Jäkel),

50 Eine herausragende, synchrone Leistung epochaler Metaphorik dürfte ihr Beitrag zur Heuristik und Homogenisierung des Wissens- und Wertesystems sein, selbst da noch, wo sich im selben Denksystem inkompatible Begriffssprachen herausgebildet haben. Wie Metaphern generell, transportiert sie aus einem Sinnbezirk einen Überschuss an möglichen Implikationen in einen anderen, der dazu genutzt werden kann, den Zielbereich auch über die in der Metapher offenkundigen Aspekte hinaus gemäß des Quellbereichs zu organisieren. So stellt sie einerseits einen Vorgriff dar, wo begrifflich-systematische Ordnungen noch nicht existieren, andererseits stellt sie aber auch eine musterhafte Ordnung zwischen fernen mentalen Bereichen her und stiftet auf diese Weise relative Stimmigkeit. Aufgrund dieser Potenziale bereitet sie aber auch in diachroner Hinsicht neue epochale Denkmuster vor oder treibt die Ablösung alter voran, so dass sie auch entscheidend zu sein scheint für die Abgrenzung einzelner Plausibilitätssysteme im Kontinuum der Kulturgeschichte, indem sie Zäsuren zwischen verschiedenen historischen Semantiken markiert.

der Philosophie (Albus, Zimmer) und Literatur- bzw. Kulturtheorie (Specht). Im zweiten Teil steht dagegen die *Geschichte der epochalen Metaphorik* im Zentrum, wobei hierfür ein Gang durch die wesentlichen Epochen der neueren (v. a. deutschen) Literatur und ihre Metaphernmodelle eröffnet wird – von der Frühen Neuzeit bis ins 21. Jahrhundert. Entsprechend kommen hier die Disziplinen zu Wort, die an historischer Erkenntnis interessiert sind und einen eher ‚verstehenden‘ Zugriff auf die Metapher nehmen, nämlich Literatur- (Zymner, von Petersdorff, Ritzer, Baßler, Neymeyr) und Wissenschafts- bzw. Ideengeschichte (Max, Borgard).

Das erste Wort gehört der Disziplin, die sich in den letzten Jahren und Jahrzehnten am systematischsten der Metapher verschrieben hat: der Linguistik. Die drei Beiträge aus der Sprachwissenschaft legen die Basis, indem sie die verschiedenen ‚Aggregatzustände‘ metaphorischer Sprachereignisse sowie die Spezifik darlegen, mit denen sie ‚bedeuten‘. Zunächst rückt Frank Liedtke grundlegende Fragen und Probleme der Semantik metaphorischer Ausdrücke in den Mittelpunkt, während Ulla Fix das Phänomen im textlinguistischen Zusammenhang darstellt und Olaf Jäkel schließlich den kognitionslinguistischen Kontext eröffnet.

In seinem Beitrag *Metaphern, Bedeutung und Aufmerksam-Machen* nimmt sich Liedtke eine besonders prominente Position der jüngeren Theoriebildung vor, die Metaphernanalyse Donald Davidsons, sowie die Kritik von Nelson Goodman und Max Black. Wo Davidson auf der Basis einer scharfen Trennung von ‚Gebrauch‘ und ‚Bedeutung‘ die Annahme einer spezifischen ‚metaphorischen Bedeutung‘ negiert, weil sie – zu Ende gedacht – letztlich wider Willen die Abschaffung der Metapher zur Folge hätte, differenzieren Goodman und Black den Bedeutungsbegriff, verstricken sich aber in Folgeprobleme. Liedtke dagegen schlägt in Anlehnung an Grice vor, die diagnostizierten Schwierigkeiten zu beheben, indem er Davidsons These pragmatisch reformuliert: Es besteht zwischen ‚normaler‘ und ‚anomalistischer‘ metaphorischer Bedeutung kein stringentes, semantisch beschreibbares Junktim, aber die Wortbedeutung kann dennoch vor dem Hintergrund geteilter kultureller Praktiken dazu auffordern, bestimmte Propositionen zu bilden. So kann die Metapher im strengen Sinne tatsächlich nicht auf eine spezifische Weise *bedeuten*, sehr wohl aber auf neue Bedeutungen *aufmerksam machen*.

Fix schließt an diese pragmatischen Betrachtungen an und unterscheidet in ihrem Beitrag *Denkstile, Metaphern und wissenschaftliches Schreiben* in Anschluss an Ludwik Flecks Konzept des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses zwischen verschiedenen Okkurrenzen der Metapher, sogenannten Paradigmenmetaphern – d. h. nicht zwingend auf der Textoberfläche manifesten, aber dennoch vorausgesetzten ‚bildhaften‘ Wirklichkeitsmodellen – und den

sprachlich jeweils aktualisierten sogenannten ‚Textmetaphern‘. Beide stehen jedoch stets in funktionalem Zusammenhang und konstituieren gemeinsam einen ‚Denkstil‘, bei dem erklärende (tendenziell paradigmatische) und erschließende (tendenziell textmetaphorische) Metaphernverwendungen nie isoliert existieren. So ist die Verwendung der Metapher selbst im wissenschaftlichen Schreiben nicht nur legitim, sondern unverzichtbar. Wissenschaft verträgt ‚bildhafte‘ Rede nicht nur, sondern braucht sie, und dies nicht lediglich aus ornamentalen Gründen zur Erkenntnis*illustration*, sondern substantziell für die Erkenntnis*findung*.

Auch Jäkel widmet sich dem Komplex ‚Metapher und Wissenschaft‘ und führt dafür in seinem Beitrag *Die epochale Metapher aus Sicht der kognitiv-linguistischen Metapherntheorie* zunächst in das kognitive Paradigma ein. Im Anschluss skizziert er Weiterentwicklungen in Richtung einer diachronen Betrachtung, die er am Beispiel der Wissenschaftstheorie auch selbst erprobt und ein exemplarisches diachrones Szenario diesbezüglicher kognitiver Metaphern entwirft – von Aristoteles bis zu Thomas Kuhn –, das zeigt, wie Metapher und Theorie einander jeweils beeinflussen. Diese Korrelationen werden erst im historischen Längsschnitt sichtbar, und so erweist eine diachron geöffnete kognitive Linguistik ihren Nutzen nicht allein zum besseren Verständnis von Sprache, sondern auch für die Erhellung anderer kognitiver Errungenschaften des Menschen.

An die sprachwissenschaftliche Metapherndebatte schließen sich zwei Beiträge aus der Philosophie an, wobei Vanessa Albus eine überwiegend ideengeschichtliche, Jörg Zimmer dagegen eine erkenntnistheoretische Perspektive einnimmt. Nach einem kurzen Rückblick auf die Entstehungsgeschichte der Metaphernreflexion im Übergang vom Mythos zum Logos in der Antike wendet sich Albus in ihrer Untersuchung *Epochaler Metapherngebrauch und philosophische Metaphernreflexion als Indikatoren weltanschaulicher Orientierung* dem Verhältnis von Metapherntheorie, Verwendungsart und den jeweiligen Anwendungsfeldern im 18. Jahrhundert zu, speziell bei Leibniz, Wolff, Vico und Herder. Dabei diagnostizierte sie im Kontext des Wechsels von einer rationalistischen zur sensualistisch-historischen ‚Weltanschauung‘ im Laufe des 18. Jahrhunderts eine mehrspurige Dynamik: Die Metapher wird nicht nur theoretisch rehabilitiert und epistemologisch aufgewertet, sondern es wandeln sich zugleich die von den Philosophen primär genutzten Metaphernfelder, wobei die Entwicklung von der Präferenz mechanischer und optischer zu organischen und stärker akustischen und haptischen Bildkomplexen führt.

Jörg Zimmer wendet sich in seinem Beitrag *Die Grenze des Begriffs. Zur heuristischen Funktion philosophischer Metaphorik* – ausgehend von Blumenbergs *Theorie der Unbegrifflichkeit* und unter Bezugnahme auf Kants Begriff

des ‚Schemas‘, Hegels Konzept des Symbols sowie Mischs und Hans H. Holz‘ Charakterisierung der Metapher als Erkenntnisfigur – der Frage zu, ob es eine genuin ‚metaphorische Vernunft‘ gebe und votiert für die Bejahung: Wo es in der Philosophie um begrifflich noch ungesicherte, heuristische Neubeschreibungen der Wirklichkeit geht, aber auch dort, wo der Mensch sein eigenes Weltverhältnis reflektiert, überall dort also, wo nicht Sachverhalte der Welt, sondern der Weltbezug selbst zur Debatte stehen, erweisen sich Metaphern nicht nur als nützlich, sondern notwendig.

Benjamin Spechts Beitrag betrachtet die Strukturen, Funktionen und Möglichkeiten der Analytik von ‚epochalen Metaphern‘, d. h. den in einer Epoche relativ konstanten, figurativen Konzepten, die auf breiter Basis in mehreren Wissensfeldern zur Anwendung kommen, diese miteinander verbinden und vermitteln. Das ‚Epochale‘ der epochalen Metapher besteht dabei sowohl in der zeittypischen Signifikanz von Bildspender und -empfänger als auch des intensionalen Spektrums, überdies in der Tatsache, dass ihre Leistungen stets epochenspezifisch gebunden und begrenzt bleibt. Damit übernimmt die Metaphorik entscheidende Dienste für das epochale Denksystem, indem sie eine wichtige Rolle spielt bei der semantischen Innovation, seiner Heuristik und Kohäsion sowie bei der Handlungsorientierung. In methodologischer Hinsicht stellt die ‚epochale Metapher‘ einen Versuch dar, an der Kulturfunktion interessierte Forschungsansätze durch einen gemeinsamen Fokus zu bündeln, besonders den konzeptuellen und den kulturhistorischen Zugang.

Den zweiten Teil des Bandes, und damit zugleich den etappenweisen Gang durch die Epochen der neueren deutschen Literaturgeschichte, eröffnet Rüdiger Zymner mit einer Untersuchung zu *Metapher und Manierismus*. Zymner unterscheidet zwischen ‚Manierismus‘ als Stil- und Epochenbegriff und zeichnet im Sinne des Letzteren Entwicklungen sowohl in der Theorie als auch der Praxis der Metaphorik der Frühen Neuzeit nach. Dabei beginnt er mit der rhetorischen Metaphernkonzeption in der rinascimental-barocken Poetik, namentlich bei Emanuele Tesauro (1592–1675), wo der Tropus als wesentliches Element der epochentypischen Schreibweisentopik betrachtet wird. Diese Topik wiederum arbeitet Zymner auch für den praktisch-poetischen Metapherngebrauch in der Liebeslyrik der Zeit heraus, besonders für Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (1616–1679). Dabei zeigt sich, wie das epochale Schema des Petrarkismus einerseits Erfüllung fordert, andererseits aber auch zum Objekt eines ironisch-humoresken Spiels werden kann.

Ludwig Stockingers Studie *Der Körper, das Gehirn und die Seele. Über den Wandel der Körper-Seele-Metaphorik* beschränkt sich keinesfalls auf die Metapherndiskussion von Aufklärung und Goethezeit, setzt in diesen Epochen aber besondere Akzente, da hier die problemgeschichtlichen Wurzeln der Moderne

und ihres Menschenbildes liegen, die in den dominanten ‚anthropologischen‘ Metaphern kondensiert sind. Nachdem Stockinger in Anschluss an Hans Blumenberg und Ralf Konersmann die historische Metaphorologie auf eine Weise reformuliert, dass sie auch für die Literaturgeschichtsschreibung nutzbar werden kann, zieht er die Linie von der Frühaufklärung bis in die Gegenwart und zeichnet dabei nicht nur die Entwicklung der entsprechenden Metaphern selbst und die in ihnen implizierten Modelle der Leib-Seele-Interaktion nach, sondern konstatiert einen parallelen Wandel des Metaphernbewusstseins. Im 18. Jahrhundert entsteht ein Wissen darum, dass Metaphern die Leerstellen füllen, die die begrifflichen Systeme lassen, und die so gewonnene, reflexive Position ist fortan bei allen Metaphorisierungen des ‚menschlichen Wesens‘ zu berücksichtigen.

Dirk von Petersdorff befasst sich in seinem Beitrag *Transgressiv und transitorisch. Romantische Prinzipien der Strukturierung von Bildlichkeit (Wackenroder, Novalis, Kugler)* mit typischen Strukturmustern der Metaphernbildung in literarischen Texten der Romantik. Ausgehend vom philosophischen Diskurs des ‚Absoluten‘ um 1800 entwickelt sich bei den Frühromantikern in Auseinandersetzung mit Kant und Fichte eine Metapherntheorie und -praxis, in der das sprachliche Bild stets aus dem Dargestellten hinausweisen soll. Im Laufe der Epoche diffundiert diese anspruchsvolle Konzeption mehr und mehr auch in den Populardiskurs, ohne dabei aber der diagnostizierten Strukturen verlustig zu gehen. Dies demonstriert von Petersdorff intermedial anhand des Liedes *An der Saale hellem Strande* von Franz Kugler.

Monika Ritzer führt in ihrem Aufsatz *Von Klüften, Brücken und Wegen. Zur Binnenkonstruktion von Epochenmetaphorik* die begonnene literarhistorische Reihe fort und demonstriert am Beispiel von präferierten restaurationszeitlichen und realistischen Metaphern eine bildlogische Eigendynamik im Lauf der Literaturgeschichte. Nach grundlegenden Überlegungen zur Historizität von Epochenmetaphorik sowie zum Übergang von der Rhetorik zur Poetik der Metapher im späten 18. Jahrhundert, dokumentiert Ritzer zunächst am Bildfeld von Kluft und (Welt-)Riss die kommunikative Funktion einer scheinbar gegensätzliche literarische Lager (Grillparzer, Heine) übergreifenden Epochenmetaphorik in der Restaurationszeit, im korrespondierenden Bildfeld von Brücke und Weg dann die interepochale Ausdifferenzierung spezifisch realistischer Intentionen, wobei der Vergleich bildlogischer Gestaltung innerhalb des Realismus (Keller, Meyer) Kontinuität und Veränderung deutlich macht.

Auch Moritz Baßler interessiert sich für die Strukturen, die der Metaphernverwendung im späten 19. Jahrhundert zu Grunde liegen. In seinem Beitrag *Metaphern des Realismus – realistische Metaphern. Wilhelm Raabes „Die Inners-te“* zitiert er eine konventionelle Bestimmung realistischer Bildlichkeit (in An-

schluss an Roman Jakobsons Konzept von ‚Metapher‘ und ‚Metonymie‘), um diese Konzeption dann am Beispiel von Wilhelm Raabes Novelle zu problematisieren und als unterkomplex zu verwerfen: Zwar postuliere auch die realistische Programmatik das metonymische Modell, doch seien die literarischen Texte als Reflexionen solcher poetologischen Annahmen zu verstehen, nicht als bloße Einlösungen, indem sie das Scheitern realistischer Poetik inszenieren. Schreiben im Realismus ist gerade dadurch gekennzeichnet, dass in der Praxis kein literarischer Code gefunden werden kann, der den in der Theorie erhobenen Anspruch auf adäquate Darstellung von Wirklichkeit deckt.

Barbara Neymeyrs Beitrag zum Thema *Kalkulierte Paradoxa und subversive Synthesen. Zum Erkenntnispotential von Nietzsches Experimental-Metaphorik seit der Frühschrift „Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne“* macht die besondere Stellung des späten 19. Jahrhunderts für die Theoretisierung der Metapher deutlich. Primär für den frühen Nietzsche, aber mit zahlreichen Seitenblicken auf den späten sowie auf Hugo von Hofmannsthal und Robert Musil, analysiert Neymeyr nicht nur die Metaphernreflexion, sondern zugleich die Metaphern selbst, die bei Nietzsche zum Einsatz kommen und seinen theoretischen Diskurs unterschwellig prägen. Deren starke intra- sowie intertextuelle Vernetzung bildet den Horizont, vor dem bzw. durch den sich Sprachskepsis als Erkenntniskritik formiert.

Die beiden Beiträge am Ende des Parcours durch die Epochen befassen sich mit Falluntersuchungen zum 20. Jahrhundert und nehmen überdies eine breite, wissenschaftsgeschichtliche und auch intermediale Perspektive ein. Katrin Max untersucht in ihrem Aufsatz *Fiebrige Leidenschaft. Die gesteigerte Libido der Tuberkulösen als epochenübergreifende Metapher in der Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts* die erstaunliche Konstanz bestimmter, oft atavistischer Metaphorisierungen der Lungenschwindsucht in wissenschaftlichen und literarischen Texten sowie im Film. Als literarisches und filmisches Motiv werden wissenschaftlich überholte, traditionelle Deutungen der Krankheit noch immer aktualisiert, weil sie sich zur Konturierung ganz verschiedener, epochal bedingter Probleme und Kontexte besonders eignen: im Rahmen der überkommenen Temperamentenlehre im Roman des Spätrealismus, als mikrobiologisch verursachtes Rauschgeschehen sowie im Sinne einer psychoanalytischen Theorie der Verdrängung in der Frühmoderne, aber auch aufgeladen mit politischen Deutungen in der Vorwendezeit.

Den Abschluss des Gangs durch die einzelnen Epochen bildet die Studie von Thomas Borgard *Zur kulturellen Dominanz und Riskanz ökonomischer Metaphernkomplexe in der Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts*. Borgard legt dar, wie der ökonomische Diskurs über eine Reihe von Leitmetaphern geführt wurde, die sozial dominante Denk- und Handlungsmodelle ausgeprägt haben. An-

hand dieser lassen sich verschiedene Epochen der Wirtschaftsgeschichte charakterisieren, sie führen jedoch jeweils verschiedene, subjekt- und sozialtheoretische Implikationen und reduktionistische Konsequenzen mit sich, die sie aber zugleich verdecken. Dies demonstriert Borgard für ein breites Korpus an Quellentexten, von historischen Meilensteinen der Wirtschaftstheorie bis zur populären Managementliteratur der Gegenwart, von der Literatur bis zur Kulturtheorie, von der Fachsprache der Börse bis zum Jargon der Kapitalismuskritik. Es zeigt sich, dass ökonomische Metaphorik immer mehr auch nicht-ökonomische Bereiche infiltriert, dadurch Spannungen und Widersprüche generiert, die ihrerseits die Dynamik des Wandels der verschiedenen epochalen Metaphernvokabulare vorantreiben, von der ‚unsichtbaren Hand‘ des 18. Jahrhunderts bis zum Börsenmakler als ‚Spieler‘ in der jüngsten Finanzkrise.

Bei allen Unterschieden, die sich aus den je disziplinär spezifischen Erkenntnisinteressen und Forschungskontexten all dieser Beiträge ergeben, provozieren sie in ihrer Gesamtheit doch zahlreiche Synergien, die für eine integrative Analyse des Phänomens epochentypischer Metaphorik unabdingbar sind und der weiteren Modellbildung und -integration zur Anregung dienen sollen. Und in einem Punkt besteht schon jetzt Einigkeit quer durch die hier versammelten, interdisziplinären Projekte: Der ‚Zeitgeist‘ äußert sich in Metaphern, und die vorliegenden Untersuchungen wollen dazu beitragen – um im Bild zu bleiben –, die Syntax und Pragmatik seiner Sprache besser zu verstehen.

Dieses Unterfangen hat in seinem Verlauf vielfältige Förderung erfahren, und so dürfen die Beiträger und der Herausgeber den großzügigen Unterstützern ihrer Arbeit großen Dank aussprechen. Zuerst gebührt er der Volkswagen-Stiftung, namentlich Vera Szöllösi-Brenig, die das Projekt von der Antragstellung über die Veranstaltung einer Tagung zum Thema an der Universität Leipzig (23. bis 25. Juni 2011) bis hin zur Publikation engagiert und generös gefördert hat. Caterina Maack, Steffen Burk, Uwe Maximilian Korn und David Thies haben sich verdient gemacht bei der Redaktion des Manuskripts, Nils Hirsch bei der Erstellung des Registers. Besonderer Dank gilt Monika Ritzer, die als Koveranstalterin und Gastgeberin der Leipziger Tagung für zahlreiche intellektuelle Impulse gesorgt hat.

I. Systematik der epochalen Metaphorik

Frank Liedtke

Metaphern, Bedeutung und Aufmerksam-Machen

„Wenn dieses Manuskript fertiggestellt ist, wird es als Dokument an die Herausgeber des Bandes geschickt, und zwar als Anhang einer Mail.“ – Denken wir einen kurzen Augenblick über die Ausdrücke nach, die im vorhergehenden Satz verwendet wurden, dann sehen wir unmittelbar, dass beispielsweise das ‚Manuskript‘ im buchstäblichen Sinn weder ein ‚Dokument‘ ist (sondern eine Konfiguration elektrischer Impulse auf einem Datenträger), noch ein Anhang (sondern: s. o.).

Wir haben es bei den erwähnten Ausdrücken zweifellos mit aktuellen (und teils schon verblassten) Metaphern zu tun, und zwar mit solchen, die die bescheidene Ontologie der elektronischen Datenverwaltung vergegenständlichen oder auch ornamental aufwerten (man denke nur an Bezeichnungen wie ‚Ordner‘, ‚Pfad‘, ‚Datenträger‘ einerseits, ‚Internetportal‘, ‚Internetauftritt‘ andererseits). Sie sind charakteristisch für die Epoche – wenn man so will – der elektronischen Kommunikation, die sich ja durch das Problem der virtuellen, aber trotzdem wirkungsmächtigen Gegenstände und Prozesse auszeichnet. Als Benutzer müssen wir uns diese in geeigneter Form präsent machen, um über sie reden und mit ihnen umgehen zu können, und dies erfolgt in einer Metaphorik, die – um mit Nelson Goodman zu sprechen – in ein benachbartes Terrain vordringt, um die dort angesiedelten Begriffe konkreterer Art zu okkupieren.

Wenn wir in diesem und vergleichbaren Fällen von Metaphern oder metaphorischem Sprachgebrauch sprechen, dann entsteht auf einer begrifflichen Ebene in der Regel ein Grundsatzproblem, das mit der Abgrenzung des Metaphern- vom Bedeutungsbegriff verbunden ist. Geht es beispielsweise um die Metapher ‚Portal‘ bzw. ‚Auftritt‘ oder um die Bedeutung der jeweiligen Ausdrücke? Diese Frage wirkt zunächst harmlos, suggeriert sie doch eine Wahl zwischen zwei terminologischen Optionen, die keine gravierenden Folgen zu haben scheint. Ich möchte in dem vorliegenden Beitrag dafür plädieren, dass dies durchaus eine folgenreiche Fehleinschätzung ist, denn eine Entscheidung zugunsten der einen oder anderen Terminologie wirkt sich auf den Metaphernbegriff in vitaler Weise aus – in welcher Weise dies der Fall ist, soll im Folgenden erläutert werden. Vor allem möchte ich der Frage nachgehen, ob der Begriff der ‚metaphorischen Bedeutung‘, der ja eine Kombination des Metaphernbegriffs mit dem Bedeutungsbegriff darstellt, eine sinnvolle Verwendung hat, die ihn auf Ausdrücke wie beispielsweise ‚Portal‘ oder ‚Auftritt‘ anzuwenden erlaubt. Spricht man von metaphorischer Bedeutung, dann muss man sich mit dem Konkurrenzbegriff der nicht-metaphorischen oder buchstäblichen Bedeu-

tung auseinandersetzen und darüber hinaus mit einem begrifflichen Folgeproblem: Mit der Annahme einer metaphorischen Bedeutung nimmt man in Kauf, dass zwei verschiedene Bedeutungsbegriffe angenommen werden müssen, einer der metaphorischen und einer der buchstäblichen Bedeutung; wenn diese Aufteilung begrifflich unökonomisch erscheint, muss man auf den Begriff der metaphorischen Bedeutung verzichten und die Position einnehmen, Metaphern seien kein Typ einer Bedeutung.

Der Grund für dieses Dilemma ist relativ einfach zu veranschaulichen, etwas schwieriger ist schon die Handhabung der jeweils resultierenden Konsequenzen. Kurz gesagt liegt das Problem darin, dass man Gefahr läuft, den Metaphernbegriff ungewollt abzuschaffen, wenn man ihn als eine Form der Bedeutung auffasst. Am Beispiel: Sobald wir der Meinung sind, dass ein ‚Portal‘ eine graphische Struktur mit einer Internetadresse ist, die wiedererkennbare Merkmale für eine Institution verschiedenster Art enthält (Firma, Verein, Initiative), und außerdem der Meinung sind, dass das Vorangehende eine Beschreibung (eines Aspekts) *der Bedeutung* des Ausdrucks ‚Portal‘ ist, handelt es sich nicht mehr um eine Metapher. Allgemeiner gesagt: Sobald wir der Meinung sind, dass Beschreibungen der Verwendung von Metaphern als Bedeutungsbeschreibungen zu gelten haben, heben wir den Unterschied zwischen Metaphern und buchstäblich, also bedeutungsgemäß verwendeten Ausdrücken tendenziell auf und lassen keinen Raum mehr für die Zuschreibung der metaphorischen Verwendung. Diese bittere Konsequenz ist intuitiv nachvollziehbar. Ob dies auch für die aus dieser Intuition resultierende Theorie der Metapher gilt, ist eine komplizierter zu behandelnde Frage. Donald Davidson gilt als der Urheber und der wichtigste Vertreter einer Metaphernauffassung, die diese scharf vom Bedeutungsbegriff abgrenzt, und infolgedessen wird der Löwenanteil dieses Beitrags in einer Auseinandersetzung mit dem Ansatz, seinen theoretischen Konsequenzen und den möglichen kritischen Einwänden bestehen. Die Leitfrage wird also sein: Sind Metaphern ein bestimmter Typ von Bedeutung? Ihre tentative Beantwortung wird, so das Ziel dieses Beitrags, beitragen zu einer Klärung der Wirksamkeit von Metaphern im Sprachgebrauch, wenn sie sich nicht über eine metaphorische *Bedeutung* von Ausdrücken wie ‚Portal‘ oder ‚Auftritt‘ erklären lässt.

1 Donald Davidsons Metaphernauffassung

Donald Davidson hat seine Kritik am Begriff der metaphorischen Bedeutung in einem Aufsatz mit dem hintersinnigen Titel *What Metaphors Mean*¹ artikuliert,

¹ Donald Davidson: Was Metaphern bedeuten. In: Ders.: Wahrheit und Interpretation. Frankfurt am Main 1990, S. 343–371 [What Metaphors Mean. In: Critical Inquiry (1978) 5, S. 31–47,

der im Wesentlichen der Ausformulierung des Arguments dient, dass Metaphern im strengen Sinne nichts bedeuten. Sie seien ein Aspekt der Verwendung eines Ausdrucks, nicht seiner Bedeutung, und wenn man beides miteinander verwechsle, dann schaffe man ungewollt die Metapher ab, weil man sie zu einem Aspekt der Bedeutung eines Ausdrucks gemacht habe. Im Folgenden soll seine Argumentation umrisshaft nachvollzogen werden, wobei jetzt schon darauf hingewiesen werden soll, dass sich seine Auffassung in einen Gegensatz zu den meisten gängigen Metaphernauffassungen stellt, wie sie beispielsweise von Max Black oder von George Lakoff vertreten werden. Davidson nimmt also eine Gegenposition zu den einflussreichsten philosophischen und kognitivistischen Metapherntheorien der (jüngeren) Gegenwart ein, und entsprechend radikal fällt sein Gegenentwurf aus. Gleich zu Beginn des Aufsatzes formuliert er seine These, „daß Metaphern eben das bedeuten, was die betreffenden Wörter in ihrer buchstäblichen Interpretation bedeuten, und sonst nichts“.² Sofort konzidiert er, dass diese These im Gegensatz „zu den heutigen Auffassungen“ stehe, so dass man sie als eine Kritik dieser Auffassungen zu nehmen habe, allerdings betont er ebenfalls zu Beginn, dass das sozusagen geläuterte Bild der Metapher, das nach der kritischen Prozedur ans Licht kommt, dieser ihren Reiz nicht nimmt, sondern ihn sogar noch steigere.³

Die schon erwähnte Unterscheidung zwischen Bedeutung und Verwendung eines Ausdrucks macht er in folgender Weise wirksam:

Nach meiner Auffassung gehört die Metapher ausschließlich zum Bereich des Gebrauchs. Sie ist etwas, was durch die phantasievolle Verwendung von Wörtern und Sätzen erreicht wird, und ist völlig abhängig von den gewöhnlichen Bedeutungen dieser Wörter und daher von den gewöhnlichen Bedeutungen der Sätze, in denen sie enthalten sind.⁴

Es trage nichts zur Erklärung der Funktionsweise von Wörtern in Metaphern bei, wenn man metaphorische oder bildliche Bedeutungen annehme, denn diese Vorstellungen „erklären die Metapher nicht, sondern die Metapher erklärt sie“.⁵ Metaphorische Bedeutungen sind also nur auf das Risiko einer zirkulären Erklärung hin annehmbar, denn – zum Beispiel – die Verwendung von ‚Portal‘ in der eingangs erwähnten Lesart wird teilweise dadurch erklärt, dass sie metaphorisch ist (wenn wir sie auf eine Komponente der Selbstdarstellung einer

Wiederabdruck in: Ders.: *Inquiries into Truth and Interpretation*. Oxford 1984, S. 245–264]. Auf den originalen Zeitschriftenaufsatz in *Critical Inquiry* (1978) wurde durch Nelson Goodman und Max Black repliziert, was im weiteren Verlauf dieses Beitrags noch eine Rolle spielen wird.

2 Davidson: Was Metaphern bedeuten (Anm. 1), S. 343.

3 Ebd., S. 344.

4 Ebd., S. 345. Siehe auch Rudi Keller: *Zeichentheorie*. Tübingen, Basel 1995, S. 186–188.

5 Ebd., S. 346.